

Véménd

Das Dorf Véménd liegt in der „schwäbischen Türkei“ zwischen waldigen und rebenbehangenen Hügeln der nordöstlichen Baranya in Südungarn.

In meiner Kindheit lebten in dem Dorf etwa 2.350 Einwohner, davon über 2.000 Deutsche, einige Ungarn und Slawen.

So fing es an

Am 9. August 1933, an einem Mittwochmorgen, bin ich um halb acht in Véménd geboren. Meine Mutter hatte noch am Tag zuvor beim Dreschen geholfen. Es wurde niemand geschont und jede Kraft wurde gebraucht. Doch mein Vater intervenierte und ermahnte seine Mutter: „Wie könnt ihr nur die Lissi so hart arbeiten lassen, während meine Schwester beim Kochen helfen darf? Die bekommt schließlich kein Kind!“

Am nächsten Morgen um halb acht bin ich auf die Welt gekommen. Es war eine Hausgeburt, wobei die Hebamme alles alleine bewerkstelligte. Sie kam in die Wohnstube und sagte zu meinen Eltern und Großeltern: „Wir haben einen Jungen!“ Alle waren froh, besonders mein Vater.

Die meisten Kinder wurden zuhause geboren. Nach einem Tag schon wurden sie von der Taufpatin in die Kirche getragen und dort getauft. Wenn das Kind ein Mädchen war, wurde es nach der Taufpatin benannt. Und es war Ehrensache, dass ein Junge den Vornamen des Taufpaten bekam. Also war klar, dass ich Josef heißen würde. So also fing es an.

1933–1947 Kindheit in Véménd

**Der Speckfratz**

In der ersten Woche nach der Geburt kochte die Taufpatin für die Wöchnerin das Essen und brachte es ihr nach Hause. Die feinsten Sachen gab es: Suppen, Gebäck und Fleisch. So wurde meine Mutter eine Woche lang verwöhnt. Wie sie mir erzählte, hat sie mich anderthalb Jahre lang gestillt. So bin ich mollig und kräftig geworden. Danach gab es Milchsuppe und Griesbrei. „Gebt dem Kind doch auch mal ein bisschen Speck! Das macht stark und gesund“, forderten meine Großeltern. Und so bekam ich schon zum Frühstück Kartoffeln, Speck, Quark und Milchprodukte, was mir hervorragend schmeckte. Schon bald war ich rund wie ein kleiner „Speckfratz“. Alle bewunderten meine roten Bäckchen! Meine Mutter war sehr stolz auf ihren kräftigen, wenn auch nicht großen, hübschen Jungen.

Die Zeit verging schnell und Mutter musste wieder in den Weingarten und aufs Feld gehen. Früher nahm man die Kinder einfach mit, auch wenn sie noch klein waren. So schlief ich, während sie arbeitete, in einer zwischen Weinpfehlen befestigten Hängematte. Wenn ich unruhig wurde oder weinte, stillte Mutter mich und legte mich danach wieder in mein Bettchen im Freien.

Gestatten: Josef Trabert, geb. 9. August 1933, Sohn von Elisabeth (geb. Wilhelm), geb. 15.01.1913 und Josef Trabert, geb. 03.01.1909. In meiner Kindheit wurden auch kleine Jungen in Trachtenröcken gekleidet.

1933–1947 Kindheit in Véménd



Josef, 3 Jahre alt

Johann Trabert war im Ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918 zunächst in Serbien und anschließend in italienischer Kriegsgefangenschaft.

Meine Großeltern Johann Trabert und Anna Erb

Der Vater meines Vaters stammt aus einer großen, reichen Bauernfamilie. Im Dorf nannte man sie Kirchen-Traberts, weil sie neben der Kirche wohnten. Sie waren sieben Kinder: zwei Mädchen und fünf Buben, einer davon war Johann Trabert. Er war ein strenger und frommer Mann. Wenn wir zusammen durchs Dorf fuhren, fiel mir auf, dass er immer seinen Hut abnahm, wenn wir an einem Wegkreuz vorbeikamen.

Als Johann etwa zwanzig Jahre alt war, wurde er zum Militär eingezogen. Erst nach zehn Jahren kehrte er aus dem Ersten Weltkrieg zurück. In Italien war er in Gefangenschaft (1914 – 1918) geraten. Auf einer Postkarte beklagte er sich, dass er keine Post von zu Hause bekäme.

Johanns Frau hieß Anna Erb, weshalb man ihn den Erbs-Trabert nannte. Solange Johann in Gefangenschaft war, hat ihr Vater, Johann Erb, sich um meinen Vater gekümmert. Mein Vater erzählte mir, dass sie im Sommer nach der Ernte das Getreide auf der Hofstelle solange lagerten, bis die Dreschmaschine kam. Johann Erb sagte zu ihm: „Josef, wir schlafen dort und passen auf, dass sich nichts entzündet oder etwas passiert. Wir machen uns da ein Bett unter freiem Himmel. Nicht einmal der Kaiser von Frankreich hat es so schön wie wir.“

Die Großeltern



Anna Trabert

Meine Großmutter Anna Trabert, geborene Erb, war eine starke Frau und sehr dominant. Was kein Wunder war, denn sie musste während des Ersten Weltkrieges den bäuerlichen Betrieb zehn Jahre lang alleine aufrechterhalten. Wenn sie auf dem Feld arbeiteten und alle gern nach Haus gegangen wären, war es typisch für sie, dass sie sagte: „Ach, eine Reihe schaffen wir noch.“ Dann mussten sich alle fügen.



23/12/18. Liebe Eltern in Juppis! Ich kann keine Ruhe mehr finden, indem ich kein Schreiben mehr von nirgends bekomme. Niemand denkt mehr an mich, weder Ihr noch meine Nani, was ich nie glaubte. Jetzt ist Winter, habts doch Zeit genug zum Schreiben und nicht ein Einziger riskiert 2 Heller auf eine Karte für mich. Aber es ist halt so, einem Armen der hinter Riegel sitzt ist leicht zu vergessen, ist nur gut, dass nicht mehr lange dauert. Jetzt wünsche ich euch allen Fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neujahr und ich bleib halt wieder Euer armer verlassener Sohn Johann.

Inhalt der Postkarte von Johann Trabert an seine Familie vom 22.12.1918

„Liebe Eltern und Geschwister, Ich kann keine Ruhe mehr finden, indem ich kein Schreiben mehr von nirgends bekomme. Niemand denkt mehr an mich, weder Ihr noch meine Nani, was ich nie glaubte. Jetzt ist Winter, habts doch Zeit genug zum Schreiben und nicht ein Einziger riskiert 2 Heller auf eine Karte für mich. Aber es ist halt so, einem Armen der hinter Riegel sitzt ist leicht zu vergessen, ist nur gut, dass nicht mehr lange dauert. Jetzt wünsche ich euch allen Fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neujahr und ich bleib halt wieder Euer armer verlassener Sohn Johann.“

Etwa 40 Prozent der Deutschen sind in der alten Heimat Véménd zurückgeblieben, weil Deutschland keine Aussiedler mehr aufgenommen hat.

Die Zurückgebliebenen mussten sich ebenfalls umstellen und bei Null beginnen, weil sie enteignet worden sind.

sagte der Ungar zu ihr: „Geh' nur nach Hause, ich werde alles abschließen.“ Was er auch tat. Die Schlüssel gab er nicht mehr zurück, sondern trug sie fortan in einem seiner Stiefel, wo sie hörbar klimperten. Für uns bedeutete es, dass er nun der Herr auf dem Hof war und das Sagen hatte.

Als er einmal betrunken in den Hof torkelte, bekam er mit, wie ich über ihn lachte. Worauf er mich packte und mich anschrie: „Du bist ein Schweinekind (ungarisch: disznogyerek). Ich will dich hier nicht mehr sehen, sonst schlage ich dich tot!“ Dann jagte er mich vom Hof. Ich rannte zu meinen Großeltern, die inzwischen auch aus ihrem Haus vertrieben worden waren. Sie lebten bei meinem Onkel Nikolaus. Sie trösteten mich und versprachen, mit dem Ungar zu reden. So geschah es und ich durfte wieder heimkommen.

Friedliches Zusammenleben im Dorf

Vor dem Krieg lebten alle friedlich zusammen: wir Donauschwaben, einige ungarische und jüdische Familien. Der kleine Einkaufsladen wurde von einer jüdischen Familie betrieben, mit ihren Kindern ging ich zur Schule und wir spielten zusammen. Als Hitler 1941 in Ungarn einmarschierte, mussten auch die Juden in unserem Dorf gelbe Sterne tragen. Eines Tages wurden sie weggebracht.

Die 700 neuen Siedler, denen wir Platz machen mussten, kamen aus der Bukowina (Rumänien) und 300 weitere Siedler aus der Slowakei. Im Gegensatz zu uns durften sie ihr ganzes Hab und Gut mitnehmen. Es gab viele Reibereien und Schlägereien. Bei einem heftigen Streit wurde Lutz, einem Freund meines Vaters, ein großes Messer in den Rücken gestochen. Als es ihm besser ging – er war lebensgefährlich verletzt worden – warnte er die Polizei: „Wenn die Ungarn uns noch einmal angreifen, dann fließt Blut!“ Von diesem Tag an sind Lutz und mein Vater immer mit einer Axt bewaffnet unterwegs gewesen. Die Polizei nahm die Warnung ernst. Sie redete den Ungarn gut zu, wodurch sich die Situation etwas entspannte.

Auch unter den Kindern herrschte oft Streit. Als ich mit einem ungarischen Jungen aneinandergeriet, kam dessen Vater hinzu und forderte seinen Sohn auf, mir eine zu schmieren – was er auch tat. Ich durfte mich nicht wehren. Wir mussten alle kuschen. Das war eine schlimme Zeit. Und mit unserer Aussiedlung wurde sie noch schlimmer.

Unsere Aussiedlung

Wir wurden am 7. September 1947 enteignet und des Landes verwiesen. Es war ein Sonntag. Um 6 Uhr kamen die Rendör, die Polizisten. Sie weckten und befahlen uns, binnen zwei Stunden zu packen und mit unserem Gepäck vor dem Haus zu warten. Sie gestatteten, 50 Kilogramm pro Person an Kleidung, Bettwäsche, Möbel und Lebensmittel mitzunehmen. Nur einen Tag zuvor hatten meine Mutter und ich ihrer Cousine Katica Neni einen Besuch abgestattet. Wären wir nicht nach Hause gefahren, wären wir womöglich nicht vertrieben worden. Aber wir wollten Kathi und die Großmutter nicht im Stich lassen und von ihnen getrennt werden. Also gingen wir miteinander. Mit einem Lastwagen wurden wir zum Bahnhof gefahren, wo wir uns gegenseitig halfen, alles in den bereitstehenden Viehwaggon zu laden. Vorher nahm uns ein Polizist einen von unseren zwei halbvollen Säcken Weizenmehl ab, weil er meinte, das sei zuviel für uns. Als er weiterging, schnappten wir uns den konfiszierten Mehlsack wieder und verfrachteten ihn schnell im Waggon. Ähnlich ist es Maria, meiner späteren Ehefrau, und ihrer Großmutter gegangen. Die Großmutter wies sie an, sich auf den Mehlsack zu setzen und sich nicht zu rühren, bis der Polizist weg war. Im Warteraum des Bahnhof mussten wir unser letztes Geld abgeben.

Jeden Tag wurden weitere Menschen zum Bahnhof gekarrt, bis der Zug voll war. In unserem Waggon zählte ich zusammen 34 Personen, auch Kinder und Alte. Wie ich später im Sächsischen Staatsarchiv erfuhr, war es der Transport 104 aus Ungarn mit 1498 Menschen, davon 492 Männer, 675 Frauen und 331 Kinder. Eine Woche lang mussten wir im Güterzug ausharren. Toiletten gab es keine. Man hatte einen tiefen Graben ausgehoben und einen Baumstamm darüber gelegt, auf dem wir sitzen konnten. Trennwände gab es natürlich keine. Ich hatte furchtbare Angst, in dieses stinkende Loch zu fallen.

Nachts wurde mit Leuchtmunition geschossen. So vergingen acht Tage in Schrecken. Am 14. September hielt unser damaliger Pfarrer, Johann Scharfenberger, eine Abschiedsmesse an der Viehladestation. Die Leute weinten und ich meine sogar gesehen zu haben, dass der Pfarrer auch Tränen in den Augen hatte. In der Nacht setzte sich der Zug mit 50 Waggons in Bewegung. Es ging nach Batasek, Szèksard bis nach Budapest und von dort dann Richtung Tschechoslowakei.

Der Transport 104 enthielt 1498 Personen, 492 Männer, 675 Frauen und 331 Kinder. 50 Waggons setzten sich in der Nacht vom 14. September in Bewegung. Es war eine Fahrt ins Ungewisse. In unserem Waggon waren 34 Menschen.

